

## Offener Brief an Magister Alexander Gottlieb Baumgarten

Graz, im August 2012

Geehrter Herr Magister,

ob dieser Brief Sie erreichen wird, weiß ich nicht. Denn mir ist nicht einmal bekannt, ob Sie im Himmel der Denker hofhalten (sollte es, erhabene Denkungsort vorausgesetzt, einen solchen geben) oder in deren Hölle schmachten (zu welcher offene Briefe, als passende Beiträge, gewiß leichter gelangen). Verdienen würden Sie, mit Verlaub, beides, ersteres aber ein wenig mehr. Das indes ist schon meine Folgerung, nicht mein Ausgangspunkt. Und ich will versuchen, am Anfang anzufangen, nicht am Schluß.

Angefangen hat die Ästhetik mit Ihnen. Doch wo haben Sie angefangen? Ihr Vater war preußischer Garnisonprediger, und Militär wie Religion waren ja allenthalben – ganz besonders aber in Preußen – darüber einig, Ordnung müsse sein. Auch kann man wohl nicht eindringlicher die Verwicklungen der Welt kennenlernen als indem man den Vertreter einer Religion der Friedfertigen die Waffen segnen sieht. Waren Sie dem Herrn Pastor ein braver Sohn? „Als ein Knabe von sechs bis sieben Jahren wünschte er schon jemand getrost fragen zu dürfen, ob denn auch alles, was sein Vater predigte, wahr wäre, und zeigte dadurch den Keim des philosophischen Genies, das niemals, wo es Gründe haben kan, Machtsprüche annimmt“, berichtet Ihr Biograph Thomas Abbt (*Alexander Gottlieb Baumgartens Leben und Character*, Halle 1765, S. 6). Schwierige Fragen, die Sie da getrost fragen zu dürfen wünschten. Aufmüpfig? Ein wenig, und doch zugleich in einem höheren Sinne brav, da um die vernünftige Rechtfertigung der väterlichen Ordnung besorgt. Als Schüler von der Dichtung becirct, gewöhnten Sie sich als Student „an das ungeschmückte Land des Geometers, wo die Gewißheit, deren Füße von Erz sind, an Statt aller Grazien, verehrt wird“ (Abbt, *Baumgartens Leben*, S. 10). Im Geist der höheren Bravheit haben Sie, vollends erwachsen, Ordnung in die

Sinnlichkeit gebracht, eine Ordnung von 904 Paragraphen. „Sapientis est ordinare“: ein Weiser räumt auf. Nicht militärische Ordnung stifteten Sie, gewiß, und auch nicht kirchliche, aber eben, da man Gründe haben kann, philosophische Ordnung. Als deren genialer Sachwalter haben Sie eine Menge Begriffe zergliedernd erfunden und sich in Ihrem Kompendium beispielshalber nicht mit „ästhetisch“ – das ja alsbald reüssierte – begnügt, sondern demselben furchtlos ein „ästhetikologisch“ (*Aesthetica* I, §§ 427, 440, 441) und ein „ästhetikodogmatisch“ (*Aesthetica* I, §§ 566, 567, 569–573, 575–577) auf erzenen Füßen an die Seite gesetzt. Ihrem Gebrauch wollte sich aber, wie ich leider mitteilen muß, in gut 250 Jahren niemand anschließen; je subtiler, desto futiler.

Philosophen, bloße Freunde der Weisheit, glauben immer, auf dem Weg zu sein, auch wenn sie bereits übers Ziel hinausgeschossen sind. Von Ihrer eigentümlichen philosophischen und, wenn Sie gestatten, auch ein wenig bürokratischen Ordnung konnten Sie nie genug bekommen; Sie nannten die *Aesthetica*, das Buch mit den einschüchternd zahlreichen Paragraphen, allen Ernstes ein Werklein, „opusculum“ (*Aesthetica* II, Praefatio), und hinterließen es der Nachwelt in dem Sie beklemmenden Gefühl, nur ein Bruchstück der umfassenden Ordnung entworfen zu haben. So instigierten Sie den Hunger, den zu stillen Sie angetreten waren. Ihr geistiges Ungemach schrieben Sie dem physischem zu. Sie hätten bei besserer Gesundheit immer weitermachen können und wollen mit dem Ordnen des Gewimmels der Sinnlichkeit; Schreiben ist ein Sprechen, bei dem man nicht unterbrochen wird, es sei denn vom Tod – der Ihnen im 48. Jahr Ihres Lebens ins Wort fiel. Er unterbrach Sie bei dem ehrgeizigen Versuch, zum ersten Mal in der Ideengeschichte das Recht einer eigenen Theorie der Gegenstände der sinnlichen Anschauung, der „aisthēta“, geltend zu machen und diese von einer Theorie der Gegenstände der logischen Erkenntnis, der „noēta“, zu unterscheiden (*Meditationes philosophicae*, § 116). Voilà, ein Einfall. Sie fielen so, preußischen Königen gleich, in neues Terrain ein und bewiesen sodann Ihr Recht an der Besetzung.

Doch die Kampagne zehrte an Ihren Kräften. Nach Auskunft Ihrer Lebensbeschreiber arbeiteten Sie sich ordnend zu Tode. „Sein emsiger Fleiß war ohne Zweifel eine von denjenigen Ursachen, welche ihn dergestalt entkräfteten, daß er, aus der Gefahr eines Blutsturzes, in die Gefahr einer auszehrenden Krankheit, binnen kurzer Zeit verfiel“ (Georg Friedrich Meier, *Alexander Gottlieb Baumgartens Leben*, Halle 1763, S. 16). Genie ist Fleiß, jedenfalls wenn er der Fleiß des Genies ist; aber das macht ihn

auch nicht gesünder als das emsige Treiben der Ungenialen. Ihnen ging die Luft aus; Sie spuckten Blut. Je mehr Sie philosophierten, desto kränker wurden Sie. „Selten oder fast niemals durfte er den Versuch machen, scharf und anhaltend einer Sache nachzudenken; die Folge davon war sogleich eine Verschlimmerung seines Zustandes“, schreibt Abbt über Sie im letzten Jahrzehnt Ihres kurzen Erdenwallens (*Baumgartens Leben*, S. 19). Fast niemals durften Sie den Versuch machen; aber Sie machten ihn. Sie ließen sich durch Ihre Gebrechen nicht vollends aus dem gelehrten Bemühen um Ordnung treiben; schon todkrank, diktieren Sie „im Bette die Vernunftlehre einem Studenten“, der Ihren übrigen Hörern an der Universität „das nachgeschriebene wiederum dictiren mußte“ (Meier, *Baumgartens Leben*, S. 23) – so als hinge die Vernunft Ihrer Studenten selbst und nicht lediglich die Kenntnis einer Doktrin über dieselbe von Ihrem pädagogischen Eifer ab. Sie gaben Ihr Letztes. Ihr Anstand war etwas zu groß für Ihre Verhältnisse.

Was macht nun das Stück Ordnung aus, welches Sie aus Pflichtgefühl bis zum akademischen Märtyrertod so tapfer kodifizierten? Ästhetiker des Schlags, den Sie begehrten, walten als Direktoren der Sinnlichkeit: „Die unteren Vermögen dürfen von den Ästhetikern nicht, insofern sie verderbt sind, erweckt und bestärkt werden, sondern sie müssen von ihnen gelenkt werden“ („*Facultates inferiores non, quatenus corruptae sunt, excitandae confirmandaeque sunt aestheticis, sed iisdem dirigendae*“) (*Aesthetica* I, § 12). Was aber, Baumgarten, stimmte Sie so zuversichtlich, die Ästhetiker würden nicht ihrerseits von ihrer Sinnlichkeit, einer korrupten, dirigiert? Oder gar, was schlimmer sein könnte, von einem korrupten Verstand? Und könnte nicht selbst der unverdorben Verstand gerade auf diesem Feld Verderben anrichten? Denn auch ihn sieht man kümmerlich genug hinter den Sinneswahrnehmungen herlaufen.

Bevor Sie die Herren und Damen Ästhetiker an der Arbeit sahen, gewährten Sie ihnen bereits das Privileg, leitend und die Richtung weisend, ja richtend über ihrem Gegenstand zu stehen. Haben solche Experten aber einmal die Oberaufsicht über die Sinnlichkeit gütigst auf sich genommen, werden sie diese so leicht nicht wieder abgeben. Und ist das an Oben gegen Unten orientierte Vorurteil hinter dem Direktorenvorrecht nicht vielleicht der Erbfehler Ihrer Disziplin? Die Ästhetiker bilden in der Philosophie die Partei der Wahrnehmung. Statt aber ihren Wahrnehmungen zu trauen, beginnen sie mit allgemeinen theoretisierenden Sätzen. Ihnen suchen sie dann nachträglich einzelne Fälle, in denen Wahrnehmungen vorkommen,

als Beispiele anzupassen. Ich fürchte, Herr Magister, Sie haben das folgenreich vorexerziert.

Zu den Randbedingungen, unter denen eine Generation nach Ihnen in Preußen die klassische Ästhetik entstand, zählten auch störende Sinneswahrnehmungen. Ihr berühmter Nachfahr in der Disziplin, der Professor Kant in Königsberg, hörte nicht gerne, weil es ihn beim Denken inkommodierte. Insbesondere „das Singen in einem unweit davon“ – von seinem Hause nämlich – „liegenden Gefängnisse“ genierte ihn in seinen ästhetischen Reflexionen. „Er wollte durch Hippeln und die Polizei auf die Abstellung des Unfugs“ wirken, berichtet sein erster Biograph Ludwig Ernst Borowski in der vom Beschriebenen selbst gebilligten *Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants* (Königsberg 1804, S. 121). Und triumphierte nun der Fug über den Unfug? „Es ging nicht ganz, wie ers wünschte: doch richtete er so viel aus, daß die Gefangenen angehalten wurden, bei verschlossenen Fenstern ihre Singelust zu treiben“. Das Einsperren derselben *in praxi* wurde zur Bedingung der Möglichkeit freier Schönheit in der Theorie.

Ästhetik entsteht, wenn der Gelehrte sich des Schönen bemächtigt. Die Musen rasonieren nicht. Sie schaffen und sie tanzen miteinander. Es gibt keine Muse der Ästhetik. Wie hell sind denn die Quellen der Kunst? Eine starke unter ihnen ist der Rausch. Korruptiert er? Ist er korrupt? Sie zitieren selbst Tibull (1.7.37–38): „Ille liquor docuit voces inflectere cantu, / Movit et ad certos nescia membra modos“, „Dieser Saft hat gelehrt, die Stimmen zum Gesang zu erheben, / Arme und Beine, denen das fremd, zu bewegen im Takt“ (*Aesthetica* I, § 86) – und mit „liquor“ ist Wein gemeint, nicht Wasser. Womöglich war die direktorale Ordnung, die man an Ihrem Buch so leicht wahrnimmt, eher Fassade und am Ende gar List. Gleich zu Beginn Ihres Werkes definieren Sie Ihre Wissenschaft ja nicht bloß, sondern statten Sie mit nicht weniger als vier Beinamen aus, in denen, gleichwohl Sie diese in Klammern einsperren, sehr wohl *pêle-mêle*, gar widerstreitende Begriffsbestimmungen lauern dürften: „Die Ästhetik (Theorie der freien Künste, untere Erkenntnislehre, Kunst des schönen Denkens, Kunst des Analogons der Vernunft) ist die Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis“ („*Aesthetica* (theoria liberalium artium, gnoseologia inferior, ars pulcre cogitandi, ars analogi rationis) est scientia cogitationis sensitivae“) (*Aesthetica* I, § 1). Daß eine Theorie der freien Künste dasselbe sei wie eine Kunst des schönen Denkens und eine Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis, liegt jedenfalls nicht auf der Hand. Das hat Ihnen bereits

gedämmt. „Unsere Gegner sagen, die Verwirrung ist die Mutter des Irrtums; lasset uns die Metapher fortsetzen; eine Mutter darf nicht immer gebären, so darf auch die Verwirrung nicht immer Irrtümer hervorbringen. In der Natur ist nicht jetzt Nacht, und dann folgt gleich heller Mittag, sondern es ist eine Dämmerung dazwischen. So haben wir nicht gleich hellen Mittag der Kenntnis, sondern die Verwirrung als die Dämmerung ist dazwischen“, heißt es in Ihrem *Kollegium über die Ästhetik* (§ 7). Zwar haben die Kritiker und Sie hier die konfuse Erkenntnis der Sinnlichkeit im Sinn; aber zeigt sich nicht Ihre logische, die Begriffsbestimmung nämlich, davon angesteckt? Und gerade die schöne Verwirrung, die Sie in die Köpfe brachten, beschwingte das Unterfangen von Ästhetiken aller Art. Je nach Interesse und Talent begann einer schön zu denken, ein anderer sich unschöne Kunsttheorien auszudenken, und eins wie das andere hieß fortan Ästhetik. Man weiß manchmal nicht genau, was man anstiftet. Wissen Sie da, wo Sie jetzt sind, mehr davon?

„Sein Kopf war vorzüglich systematisch. Alles was er dachte, ward System“, notierte Ihr Schüler Georg Friedrich Meier (*Baumgartens Leben*, S. 37) über Sie. Ein Philosoph muß freilich klüger sein als sein System. Es ist nicht klug, Unvereinbarkeiten zu verkleinern – entweder man kann sie lösen oder man muß sie stehen lassen. Ein großes Wort darf vieles heißen. Dieses, „Ästhetik“, begründete Ihren Ruhm. Nicht trotz, sondern wegen der von Ihnen erdachten Vierdeutigkeit avancierte die Ästhetik seit Ihren Tagen gerade so wie Ihre Geburtsstadt Berlin, die aus einer Ansammlung von Dörfern zur Metropole wuchs – eine ganz schön häßliche Metropole, wie ich Ihnen verraten kann, so modern wie abscheulich; es macht ja gar nichts, denn wie Sie bereits herausfanden: „Häßliche Dinge können als solche schön gedacht werden und schönere Dinge häßlich“ („Possunt turpia pulcre cogitari, ut talia, et pulciora turpiter“) (*Aesthetica* I, § 18). Die schönen Städte sind für die Touristen ohne ästhetische Phantasie. Berlin könnte überhaupt ein Bild abgeben für die Ästhetik, insofern es keine Mitte hat, auch nicht in „Berlin Mitte“, und jeder in seinem Kiez haust. Ich weiß schon, Sie hatten eine Mitte vorgesehen für die Ästhetik, in der „perfectio“ (*Meditationes philosophicae*, § 7; *Aesthetica* I, § 14). Doch das mußte schiefgehen. Vollkommenheit? Die gesamte Kunst besteht darin, niemals zufrieden zu sein. Machen Sie uns nicht weis, Herr Magister, das müsse stets daran liegen, daß die Künstler nach Perfektion strebten und sie leider noch nicht erreichten. Vor der Folie eigener Unvollkommenheit erscheint das Schöne. Das Vollkommene ließe uns nichts zu tun übrig. Es ist

langweilig. Falls Sie inzwischen in der vollkommensten aller Welten angekommen sein sollten, wären Sie besser darüber unterrichtet.

Lassen wir die absichtsvoll gesetzten Unvollkommenheiten in den großen Kunstwerken. Sie muß wohl übersehen, wer auch im Außerordentlichen stets noch auf Ordnung sieht. Lassen wir, desgleichen, die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit der Künstler. Wie jedes Tier, das mit Vernunft begabt ist, strebt auch der Ästhetiker von Natur aus nach Glück. Nach diesem zu fragen wäre keine ganz fremde Zumutung. Sie selbst, der erste Ästhetiker, suchten ja nach dem „Charakter eines glücklichen Ästhetikers“ („characterem felicitis aethetici“) (*Aesthetica* I, § 27). Man sucht nach dem, was man nicht hat. Und so argwöhnte ich lange, Sie, Baumgarten, seien kein glücklicher Ästhetiker gewesen. Hätte einer, der ganz und gar vom Licht der Schönheit beglückt gewesen wäre, hunderte an Paragraphen in der Studierstube „beym Scheine der einsamen Lampe“ (Abbt, *Baumgartens Leben*, S. 12), die nach Talg stank, Zergliederungen der „pulcritudo“ gewidmet? Denn in Wahrheit war ja nicht die Lampe einsam; Sie, Herr Magister, waren es: „er hat sich öfters beklagt, daß es auf Universitäten unmöglich falle, einen academischen Freund zu finden“ (Abbt, *Baumgartens Leben*, S. 31). Den nöhlenden Feinden aus der akademischen Treitmühle, die leicht genug zu finden und schwer genug auszuhalten waren – sie nahmen es ernst, wenn man sie nicht ernst nahm –, haben Sie am Ende noch eine Freude bereitet: „als man ihn fragt, wie er begraben seyn wolte, sagte er: je academischer, je besser“ (Meier, *Baumgartens Leben*, S. 25). Es ist der einzige Sarkasmus aus Ihrem Munde, den wir kennen und den, so durchtrieben knapp ausgesprochen, der gute Meier offenbar gar nicht als solchen erkannte, daher versehentlich überlieferte – denn Sarkasmen pflegten deutsche Biographen Ihrer Zeit sonst als unschicklich aus Darstellungen der letzten Stunden eines gottgefälligen Lebens zu tilgen.

Hier ziemt es sich zu schließen. Eine bedeutende Wirkung des Schönen besteht darin, daß es einem die Sprache verschlägt. Sie aber hat es, bis zur Erschöpfung, vielhundertseitig beredt gemacht. Wofür oder wogegen das spricht? Für oder gegen Ihren Schönheitssinn, für oder gegen die Sorte Schönheiten, auf die an einer preußischen Universität zu treffen war? Und unter diesen vorzüglich Ihre eigene „ars pulcre cogitandi“? Sie hätten einem leidtun können, Baumgarten – und doch waren Sie zu beneiden. Denn Sie, der lungenkranke Magister, müssen inmitten der unschönen Animosität an den hohen Schulen endlich doch ein eigenartiges Glück gefunden haben in Ihrer schönen Wissenschaft; Sie hätten sich sonst wohl kaum zu so sublim

glücklichen Formulierungen erhoben wie dieser: „Die erhabene Denkungsart ist in vollstem Sinne schön“ („Sublime cogitandi genus est admodum pulcrum“) (*Aesthetica* I, § 319). Schön, weil sie nicht beschönigt. Die Wahrheit des Sinnlichen, meinten Sie, liege in der Sinnlichkeit der Wahrheit. Wir fragen uns natürlich, ob denn auch alles, was Sie predigten, wahr wäre. Aber: „Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu“ (Horaz, *Epistulae* 1.2.69). Nachdenklich haben wir zu sein – dem anderen nach, der vor uns dachte. Ob wir wollen oder nicht (und Sie ahnen es: wir wollen eher nicht), es riecht immer noch nach Baumgarten – auch aus diesem Buch.

Mit schönen Grüßen, Ihr Andreas Dorschel